

Die Figur des Dritten bei Freud und Girard

ABSTRACT

In the 20th century, the figure of the Third has gained great importance both for epistemology (Serres, Derrida, Luhmann) and for basic models of sociological inquiry. Several theorists, including René Girard, follow Freud's concept of oedipal triangulation. While Freud derives the Oedipus complex from the son's initial love for his mother that, in turn, eventually collides with the bond between his father and his mother, Girard considers the rivalry between the male antagonists to be the initial conflict. In fact, relevant Expressionist dramas (Walter Hasenclever, Arnolt Bronnen) depict the father-son axis to be more significant than the son's erotic fixation on his mother. Similar to Freud's theories, the oedipal drama also results in a paradoxical effect: the woman who was the cause of the fight vanishes.

1.

Auf der Bühne der Epistemologie ist es im 20. Jahrhundert zu einer signifikanten Umbesetzung gekommen. Ins Rampenlicht tritt eine Gestalt, die bis dahin weitgehend zu einer Existenz *off stage* verurteilt war. Wenn überhaupt, dann durfte sie nur kurze Gastspiele geben, die meist mit einem Eklat endeten. Das hat sich geändert, seit neue Theorien den Spielplan bestimmen. Aus dem einstigen Spukwesen ist eine Schlüsselfigur geworden, die zwar ihren Mitspielern nicht ganz geheuer ist, aber von ihnen nichtsdestoweniger auf fast ehrerbietige Weise anerkannt wird.

Es handelt sich um die *Figur des Dritten*. Während die Episteme unter dem Dach der abendländischen Metaphysik binär organisiert war und das Dritte bestenfalls in der Form des Übergangs oder der dialektischen Synthese ins Spiel zu bringen vermochte – und nicht als Größe, die neben den beiden Termen dualistischer Semantiken vom Typ *waht/falsch*, *Geist/Materie*, *Gott/Welt*, *Kultur/Natur* bestehen bleibt –, räumen alle neueren Theorien, die sich auf der Ebene der kulturellen Semiosis bewegen, der Instanz des Dritten eine entscheidende Rolle ein. Man denke nur an die Figur des Parasiten bei Michel Serres; an die Einführung dritter, den Binarismus der Metaphysik unterwandernder Größen in der Dekonstruktion (*différance*, *Strukturalität*, *Spiel* usw.); an Niklas Luhmann und seine kybernetische Systemlogik, die in Überwindung der aristotelischen Logik ein „*tertium datur*“ zu denken versucht und auf diese Weise einen neuen Zugang zu systemischen 'Fehlermeldungen' (Paradoxie, Tautologie) ermöglicht.

Auf diese Theorien kann ich hier nicht weiter eingehen. Ich nenne sie nur, um auf die Reichweite des epistemologischen Regiewechsels aufmerksam zu

machen. Doch auch die soziale Welt ist nicht mehr aus Gegensätzen und der Dynamik ihrer Schlichtung, sondern aus persistenten, sich selbstähnlich fortpflanzenden oder multiplizierenden Dreiecken zusammengebaut. Und auch hier zeigt sich, daß der Dämon der alten Welt der Heros der neuen ist – was nicht bedeutet, daß man seine dämonischen Ursprünge vergißt. Dennoch gilt: Aus den Störfaktoren von gestern sind die sozialen Operatoren von heute geworden.

Ich muß mich wieder mit einer bloßen Auflistung solcher neuen Protagonisten begnügen. So wurde der *Trickster*, jener unzuverlässige, listige, teils bössartige und teils schelmische Doppelagent zwischen zwei Welten, den jedes einigermassen geordnete Götterregiment auszuschalten versuchte, inzwischen zur Ikone des Interkulturalitätsparadigmas erhoben. Der *Bote*, der sich eigenmächtig verhält und dadurch als verfälschenden Dritten zwischen Absender und Empfänger ins Spiel bringt, hat einen Ehrenplatz in den gängigen Mediatheorien erhalten. Der *Dolmetscher*, dessen Übersetzungen auf ihrem Eigensinn insistieren und dadurch die intendierte Verständigung gefährden, kann sich heute zur Avantgarde der Sprachtheorie zählen. Und schließlich hat der *Nebenbuhler*, der seit jeher das erotische Duett der Liebenden in Mißklang versetzte und dafür meist mit dem Leben bezahlte, die Schlüsselstelle in den Theorien des Begehrens eingenommen. Kein Bündnis und kein Begehren, die nicht in einer triangulären Dynamik prozessiert würden, in der die Figur des Rivalen die Hauptrolle spielt.

2.

Das leitet über zu Freud und Girard, um die meine folgenden Überlegungen kreisen werden. Am Anfang steht Freud – worunter hier nicht synekdochisch der psychoanalytische Diskurs des 20. Jahrhunderts im ganzen, sondern der 'klassische' Autor Freud in der Schwellenzeit um 1900/1910 verstanden sein soll. Freuds Entzifferung der Bündnis- und Begehrensstrukturen, die das soziale Universum beherrschen, trägt in Hinsicht auf das Geschlechterverhältnis normativierende Züge, die erst von seinen späteren Lesern hinterfragt worden sind. Das Zentrum dieser Strukturen bildet der Ödipus-Komplex, dessen Konstruktion bei Freud auf drei Prämissen beruht. Erstens: alle zärtlichen Regungen, gleich welcher Art, sind ursprünglich sexueller Natur. Zweitens: alle sexuellen Regungen sind regulärer Weise heterosexueller Natur. „Die erste Objektwahl“, heißt es in den *Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse*, „ist regelmäßig eine incestuöse, beim Manne auf Mutter und Schwester gerichtet [...]“¹ Drittens:

¹ Freud, Sigmund: *Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse*. Frankfurt/M. 1999 (9. Aufl.), 320. Freud betont zwar in der gleichen Vorlesung, „daß beide, die perverse wie die normale Sexualität, aus der infantilen hervorgegangen“ und insofern gleichursprünglich seien (ebd., 309), aber er kommt doch, jedenfalls in dieser Werkphase, von einem normativen Entwicklungsmodell nicht frei. Das ist mög-

außer der Objektliebe gibt es einen weiteren Modus psychischer Bindung, das ist die Identifizierung.

In seiner Studie *Massenpsychologie und Ich-Analyse*, die 1921, also kurz nach dem Ende des Ersten Weltkriegs erschien, rekapituliert Freud die Ergebnisse seiner Sexualtheorie, um sie für die Beschreibung kollektiver Phänomene nutzbar zu machen. Zum Ausgangspunkt wählt er den Begriff der Libido:

Libido ist ein Ausdruck aus der Affektivitätslehre. Wir heißen so die als quantitative Größe betrachtete – wenn auch derzeit nicht meßbare – Energie solcher Triebe, welche mit all dem zu tun haben, was man als Liebe zusammenfassen kann. Den Kern des von uns Liebe Geheißenen bildet natürlich, was man gemeinhin Liebe nennt und was die Dichter besingen, die Geschlechtsliebe mit dem Ziel der geschlechtlichen Vereinigung. Aber wir trennen davon nicht ab, was auch sonst an dem Namen Liebe Anteil hat, einerseits die Selbstliebe, andererseits die Eltern- und Kindesliebe, die Freundschaft und die allgemeine Menschenliebe, auch nicht die Hingebung an konkrete Gegenstände und an abstrakte Ideen. Unsere Rechtfertigung liegt darin, daß die psychoanalytische Untersuchung uns gelehrt hat, all diese Strebungen seien der Ausdruck der nämlichen Triebregungen, die zwischen den Geschlechtern zur geschlechtlichen Vereinigung hindrängen, in anderen Verhältnissen zwar von diesem sexuellen Ziel abgedrängt oder in der Erreichung desselben aufgehalten werden, dabei aber doch immer genau von ihrem ursprünglichen Wesen bewahren, um ihre Identität kenntlich zu erhalten [...].²

Freud beruft sich zwar auf Platon,³ aber er kassiert eben die Unterscheidung, auf der im antiken Griechenland wie nachmals in allen europäischen Gesellschaften das System der sozialen Attraktion beruht: die Unterscheidung zwischen *eros* und *philia*,⁴ Liebe und Freundschaft, sexuellem Begehren und verwandtschaftli-

cherweise anders in seinen Ausführungen in *Die endliche und die unendliche Analyse* von 1937, wo er von einer originären, sich erst nachträglich vereinseitigenden Bisexualität spricht (Freud, Sigmund: *Zur Dynamik der Übertragung. Behandlungstechnische Schriften*. Frankfurt/M. 1992, 129–168, hier 158f.). Diese Überlegungen haben für spätere *gender*-Theorien eine wichtige Rolle gespielt. Vgl. dazu Sedgwick, Eve Kosofsky: *Between Men. English Literature and Male Homosocial Desire*. New York 1985, 21ff. – Zum Tabu über Homosexualität als stillschweigender Vorbedingung des Ödipusdramas vgl. die pertinente Analyse von Butler, Judith: *Das Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt/M. 1991, bes. 102ff.

² Freud, Sigmund: *Massenpsychologie und Ich-Analyse. Die Zukunft einer Illusion*. Einleitung von Reimut Reiche. Frankfurt/M. 1993, 54.

³ „Der 'Eros' des Philosophen Plato zeigt in seiner Herkunft, Leistung und Beziehung zur Geschlechtsliebe eine vollkommene Deckung mit der Liebeskraft, der Libido der Psychoanalyse [...]“ (Ebd.)

⁴ Vgl. Vernant, Jean-Pierre: „'Oedipe' sans complexe“, in: Vernant, Jean-Pierre; Vidal-Naquet, Pierre: *Oedipe et ses mythes*. Brüssel 1988, 1–22, hier 13. Vernant nimmt diese Nicht-Unterscheidung zum Anlaß, um heftig gegen die Willkürlichkeit der Freudschen Sophokles-Deutung zu polemisieren.

cher Zuneigung – eine Differenz, über die sich das Inzestverbot und damit die soziale Struktur im ganzen reguliert. Zärtlichkeit ist für ihn zielgehemmter Sexualtrieb. Angeleitet von dieser Prämisse, wirft Freud auch auf das Gefühlsleben des Kindes einen, wenn man so will, pornographischen Blick:

Alle die Gefühle, welche das Kind für seine Eltern und Pflegepersonen empfindet, setzen sich ohne Schranken in die Wünsche fort, welche dem Sexualstreben des Kindes Ausdruck geben. Das Kind verlangt von diesen geliebten Personen alle Zärtlichkeiten, die ihm bekannt sind, will sie küssen, berühren, beschauen, ist neugierig, ihre Genitalien zu sehen und bei ihren intimen Exkretionsverrichtungen anwesend zu sein, es verspricht, die Mutter oder Pflegerin zu heiraten, was immer es sich darunter vorstellen mag, setzt sich vor, dem Vater ein Kind zu gebären usw. Direkte Beobachtung sowie die nachträgliche analytische Durchleuchtung der Kindheitsreste lassen über das unmittelbare Zusammenfließen zärtlicher und eifersüchtiger Gefühle und sexueller Absichten keinen Zweifel und legen uns dar, in wie gründlicher Weise das Kind die geliebte Person zum Objekt aller seiner noch nicht richtig zentrierten Sexualbestrebungen macht.⁵

Die Analyse der Verdrängungsvorgänge, die sich in der Latenzzeit vollziehen, „gibt uns“, so insistiert Freud, „den Mut zu behaupten, daß überall, wo wir ein zärtliches Gefühl begegnen [sic], dies der Nachfolger einer voll ‘sinnlichen’ Objektbeziehung an die betreffende Person oder ihr Vorbild (ihre Imago) ist“.⁶ Und weil nun solche vollsinnlichen Objekte im Freudschen Normalfall gegengeschlechtliche Objekte sind, gibt es in der Eltern-Kind-Triade ungleiche Achsen: eine ihrer Substanz nach sexuelle Beziehung (zum gegengeschlechtlichen Elternteil) und eine Nicht-Beziehung (zum gleichgeschlechtlichen Elternteil). Nach den Regeln des ödipalen Szenarios ausbuchstabiert: der Vater hat eine Beziehung zur Mutter, weil sie sein Sexualobjekt ist; der Sohn hat eine Beziehung zur Mutter, weil er sie sich als Sexualobjekt wünscht. Aber welche Beziehung haben Vater und Sohn zueinander?

3.

Hier tritt nun die dritte Prämisse der psychoanalytischen Sexuallehre in Kraft. Vater und Sohn (analog Mutter und Tochter; aber deren Verhältnis verliert Freud ja, selbst wenn er gelegentlich darauf zu sprechen kommt, stets bei der nächsten Wegbiegung der Argumentation aus den Augen), – Vater und Sohn also sind nicht als wechselseitige Sexualobjekte, sondern durch Identifizierung miteinander verbunden. Gäbe es den Mechanismus der Identifizierung nicht, könnte die Psychoanalyse nur heterosexuelle Dyaden, keine Dreiecke bilden. Doch die Figur

⁵ Freud, *Massenpsychologie und Ich-Analyse*, 99.

⁶ Ebd.

des Dritten in Freuds Lehre ist nicht nur affektdynamisch, sondern auch in systematischer Hinsicht prekär. Affektdynamisch, weil die Identifizierung mindestens ein zwiespältiges, wenn nicht ein mörderisches Moment in sich trägt. Systematisch, weil der Begriff der Identifizierung selbst zum Gespenst wird, das durch Freuds trianguläre Konstruktion geistert und an keinen festen Ort gebannt werden kann.

Die Frage ist nämlich, aus welcher libidinösen Substanz die Identifizierung sich nährt. Man könnte sie plausiblerweise als Seitenprodukt des ödipalen Begehrens ansehen. Weil das männliche Kind sich zur Mutter in Beziehung setzt, tritt es auch zum Vater – als dem ‘Inhaber’ der Mutter – in eine indirekte Beziehung. Diese Beziehung ist notwendigerweise konfliktuell. Entweder bilden Vater und Mutter ein Bündnis, dann ist das Kind der hereinbrechende, begehrende Dritte. Oder das Kind denkt sich in Allianz mit der Mutter, dann wird der Vater in die Rolle des feindseligen Rivalen gedrängt.

Man kann diese tiefe und unauflösbare Ambivalenz auch anders, in Termini der Identifizierung, ausdrücken: Einerseits wird der Vater für das männliche Kind zu einem Ideal, dem es naheifert – weil er ja die sexuelle Zuwendung der Mutter besitzt. Andererseits enthält die Identifizierung, wie Freud selbst herausstreicht, einen destruktiven Zug: sie will das, womit man sich identifiziert, zum Verschwinden bringen. An der Seite der Mutter gibt es nur einen Platz, den sich die beiden männlichen Figuren im Dreieck notwendigerweise streitig machen. Das gleiche ödipale Begehren, das den Knaben überhaupt erst in eine (mittelbare) libidinöse Beziehung zum Vater setzt, läßt ihm auch dessen Absenz wünschen. Der ‘Vatermord’, jenes urzeitliche Ereignis, wiederholt sich *strukturell* in jeder Familie; er ist nichts anderes als der kritische Kulminationspunkt der Identifizierung des Sohnes mit seinem Vater, über die sich die patriarchale Generationenfolge organisiert.

Soviel zu der mörderischen Affektdynamik, die mit dem Akt der Identifizierung innerhalb der ödipalen Trias verbunden ist. Nun war sich Freud aber offensichtlich über das zeitliche Verhältnis zwischen ödipalem Begehren der Mutter und Identifizierung mit dem Vater nicht schlüssig.⁷ Einmal reiht er die Identifizierung in die zielgehemmten Triebregungen ein, die aus dem Untergang des Ödipus-Komplexes erwachsen;⁸ das andere Mal läßt er sie mit dem ödipalen Be-

⁷ Zu den Komplikationen dieses Begriffs, den Freud mehrfach umformulierte, vgl. die Einträge zu ‘Identifizierung’ in Laplanche, Jean; Pontalis, Jean-Bertrand: *Das Vokabular der Psychoanalyse*. Frankfurt/M. (9. Aufl.) 1989, 219ff. – Freud selbst nennt „die sogenannten Identifizierungen“ „ungenügend bekannte, schwer darzustellende Vorgänge“ (*Massenpsychologie und Ich-Analyse*, 66).

⁸ Freud, Sigmund: „Der Untergang des Ödipuskomplexes“, in: ders., *Schriften über Liebe und Sexualität*. Frankfurt/M. 1994, 163–168, hier 166: „Die Objektbesetzungen werden aufgegeben und durch Identifizierung ersetzt. Die ins Ich introjizierte Vater- oder Elternautorität bildet dort den Kern des Über-Ichs, welches vom Vater

gehören koexistieren oder ihm sogar vorausgehen. Die psychoanalytische Narration hat ihre Schwierigkeiten damit, die Figur des Dritten außerhalb der Dyade selbsthaft zu machen; ja sogar in ein und derselben Textsequenz kommt es zu unterschiedlichen Zeitabläufen:

Die Identifizierung ist der Psychoanalyse als früheste Äußerung einer Gefühlsbindung an eine andere Person bekannt. Sie spielt in der Vorgeschichte des Ödipuskomplexes eine Rolle. Der kleine Knabe legt ein besonderes Interesse für seinen Vater an den Tag, er möchte so werden und so sein wie er, in allen Stücken an seine Stelle treten. Sagen wir ruhig: er nimmt den Vater zu seinem Ideal. Dies Verhalten hat nichts mit einer passiven oder femininen Einstellung zum Vater (und zum Manne überhaupt) zu tun, es ist vielmehr exquisit männlich. Es verträgt sich sehr wohl mit dem Ödipuskomplex, den es vorbereiten hilft.

Gleichzeitig mit dieser Identifizierung mit dem Vater, vielleicht sogar vorher, hat der Knabe begonnen, eine richtige Objektbesetzung der Mutter nach dem Anlehnungstypus vorzunehmen. Er zeigt also dann zwei psychologisch verschiedene Bindungen, zur Mutter eine glatte sexuelle Objektbesetzung, zum Vater eine vorbildliche Identifizierung. Die beiden bestehen eine Weile nebeneinander, ohne gegenseitige Beeinflussung oder Störung. Infolge der unaufhaltsam fortschreitenden Vereinheitlichung des Seelenlebens treffen sie sich endlich, und durch dies Zusammenströmen entsteht der normale Ödipuskomplex. Der Kleine merkt, daß ihm der Vater bei der Mutter im Wege steht; seine Identifizierung mit dem Vater nimmt jetzt eine feindselige Tönung an und wird mit dem Wunsch identisch, den Vater auch bei der Mutter zu ersetzen. Die Identifizierung ist eben von Anfang an ambivalent, sie kann sich ebenso zum Ausdruck der Zärtlichkeit wie zum Wunsch der Beseitigung wenden. Sie benimmt sich wie ein Abkömmling der ersten *oralen* Phase der Libidoorganisation, in welcher man sich das begehrte und geschätzte Objekt durch Essen einverleibt und es dabei als solches vernichtete. Der Kannibale bleibt bekanntlich auf diesem Standpunkt stehen; er hat seine Feinde zum Fressen lieb, und er frißt die nicht, die er nicht irgendwie liebhaben kann.⁹

Lassen wir den Kannibalismus, dem Freud hier wie an anderen Stellen mit einer gewissen schriftstellerischen Zärtlichkeit anhängt, beiseite. Immerhin deutet Freuds kulturgeschichtliche Abschweifung an, daß er die Möglichkeit erwägt, den Prozeß der Identifizierung in einer tieferen, prägenitalen Schicht des Seelenlebens zu verankern. Warum davon so wenig in den Begriff der Libido eingeht,

die Strenge entlehnt, sein Inzestverbot perpetuiert und so das Ich gegen die Wiederkehr der libidinösen Objektbesetzung versichert. Die dem Ödipuskomplex zugehörigen libidinösen Strebungen werden zum Teil desexualisiert und sublimiert, was wahrscheinlich bei jeder Umsetzung in Identifizierung geschieht, zum Teil zielgehemmt und in zärtliche Regungen verwandelt.“ Hier betrifft die Identifizierung den Vater als Instanz des Verbots, nicht des Wunsches; sie führt zur Über-Ich-Bildung. Der Sohn lehnt sich also in den verschiedenen Etappen seiner psychosexuellen Entwicklung an unterschiedliche Vater-Imagines an.

⁹ Freud, *Massenpsychologie und Ich-Analyse*, 66f.

die ja als genitale und nur *nachträglich* vom genitalen Triebziel verschiebbare Lustenergie gefaßt ist, kann hier nicht untersucht werden. Ebensowenig kann ich mich damit befassen, warum Freud seine Annahme einer ursprünglichen Polymorphie des Trieblebens (und eines Primärnarzißmus, der noch gar nicht zwischen Ich und Objekt unterscheidet) nicht systematisch weiterentwickelt, sondern durch das ödipale Szenario, das ein Szenario genitaler Wunsch- und Besitzverhältnisse ist, bündigt und überschreibt.

Jedenfalls steht in dem zitierten Textstück die identifikatorische Beziehung der sexuellen Objektbeziehung als Beziehungsmodus eigenen Typs gegenüber. Über die zeitliche Abfolge macht Freud schwankende und widersprüchliche Aussagen. Erst heißt es, die Identifizierung sei „der Psychoanalyse als früheste Äußerung einer Gefühlsbindung an eine andere Person bekannt“. Wenig später spricht Freud von Gleichzeitigkeit, und im selben Satz noch korrigiert er sich dahingehend, daß „eine richtige Objektbesetzung der Mutter“ „vielleicht sogar vorher“ entstanden sei. In jedem Fall will er die Identifizierung des Sohnes mit seinem Vater nicht mehr aus der sexuellen Rivalität zwischen beiden ableiten; der Frage, woher die Orientierung am väterlichen Vorbild triebökonomisch entstammt, begegnet er nur mit vagen Andeutungen – und mit dem besagten Hinweis auf das orale Einverleibungsmodell der Kannibalen.

So oder so, die erste der genannten Freudschen Prämissen – daß alle zärtlichen Neigungen umgewandelte sexuelle Neigungen seien –, steht zur dritten Prämisse – daß die Identifizierung einen eigenen Modus psychischer Bindung darstellt –, im Widerspruch. Wenn Identifizierung mit dem Vater und sexuelle Objektbesetzung der Mutter unabhängig voneinander entstehen und erst später zur ödipalen Trias ‘verlötet’ werden (um eine Vokabel Freuds zu entlehnen), dann reicht Freuds sexualistischer Monogenismus nicht aus, um das basale Dreieck, aus dem sich alle weiteren sozialen Beziehungsdreiecke ableiten lassen, generieren zu können.

4.

Genau an diesem Punkt setzt Girard an. Seine Theorie des mimetischen Wunsches macht es ihm möglich, eine ‘Lücke’ in der psychoanalytischen Triangel des Begehrens zu schließen – nicht ohne den Anspruch, bei dieser Gelegenheit gleich die gesamte Psychoanalyse aus den Angeln zu heben. Im Freud-Kapitel von *Das Heilige und die Gewalt* bezieht sich Girard ausdrücklich auf die eben zitierte Stelle. Er arbeitet Freuds konzeptionelles Schwanken klar heraus: begehrt der Knabe den sexuellen Besitz der Mutter um der Mutter willen, oder will er dem Vater ähnlich sein? Girard übersetzt „Identifizierung“ mit „Mimesis“ und hält Freud vor, in der Analyse der mimetischen Funktionsweise des Wunsches nicht weit genug gegangen zu sein. Es gebe, schreibt er, „in Freuds Denken einen

latentem Konflikt zwischen dieser *mimesis* der Vateridentifizierung und dem im Objekt wurzelnden Wunsch, der Autonomie der libidinösen Ausrichtung auf die Mutter.¹⁰ Neigte zumindest der frühe Freud dazu, dem (sexuellen) Objektwunsch den funktionellen Primat vor der (nichtsexuellen) Identifizierung zu geben, so dreht Girard die Relation um: erst die Mimesis als Grundbewegung des Wünschens produziert wie jedes andere so auch das inzestuöse Verlangen. Mehr noch, Girard entziffert das ödipale Szenario von Inzest und Vatermord als eine *Erwachsenenphantasie*, die dem Kind aufoktroiert wird – als einen Verfolgermythos, der dem kindlichen Triebleben ein Begehren anlastet, das in Wahrheit Effekt der mimetischen Orientierung des Sohnes am Vorbild des Vaters ist.

Ich zitiere eine längere Passage:

Der Erwachsene ist stets bereit, die Gewalt vorauszusehen, und er antwortet mit Gewalt auf Gewalt, die Antwort folgt Schlag auf Schlag. [...] Nur der Erwachsene kann die Bewegungen des Kindes als Usurpationswunsch interpretieren. Er interpretiert sie innerhalb eines Kultursystems, das dem Kind fremd ist, und bedient sich dabei kultureller Bedeutungsträger, von denen das Kind nicht die geringste Ahnung hat.

Die Beziehung Modell/Nachahmer schließt ihrer Definition nach jene Ebenbürtigkeit aus, die die Rivalität aus der Perspektive des Nachahmers vorstellbar machen würde. Dieser Nachahmer ist in der gleichen Position wie der Gläubige der Gottheit gegenüber; er ahmt deren Wunsch nach, ist jedoch unfähig, darin etwas seinem eigenen Wunsch Analoges zu erkennen; er versteht also nicht, daß er dem Modell „ins Gehege kommen“ und für es eine Bedrohung darstellen kann. [...] Der „Vater“ verfolgt die beim Sohn kaum einsetzenden Bewegungen Punkt für Punkt, und er stellt ohne Schwierigkeiten fest, daß dieser sich direkt auf den Thron und auf die Mutter zu bewegt. Der Wunsch nach Vatermord und Inzest kann nicht der Gedankenwelt des Kindes entsprechen, sondern ist ganz offensichtlich die Idee des Erwachsenen, des Modells. Im Mythos gibt das Orakel Laios diesen Gedanken ein, lange bevor Ödipus irgend etwas begehren kann. Es ist auch Freuds Gedanke, und er ist nicht weniger falsch als im Fall des Laios. Der Sohn erfährt immer als letzter, daß er auf dem Weg zu Vatermord und Inzest ist, aber die Erwachsenen, diese Moralapostel, sind da, um es ihm zu lehren.¹¹

Nicht das Objekt steht für Girard am Anfang, sondern die Rivalität. Die Rivalität *souffliert* den Objektwunsch, sie lenkt das Begehren des Nachahmers in die Richtung, in die das Begehren des Vorbilds geht. Nicht Vater und Mutter schließen einen Liebespakt, den das Kind als hinzukommender Dritter aufzulösen versucht. Das wahre, wenn auch feindselige Bündnis ist vielmehr zwischen Vater und Sohn errichtet. Girard besetzt die 2+1-Formel der familialen Triade um, und so kann er auch erklären, warum Freud so sehr darauf beharrt, die zärtliche Neigung des kleinen Knaben zu seiner Mutter als einen ausgeprägt sexuellen

¹⁰ Girard, René: *Das Heilige und die Gewalt*. Frankfurt/M. 1992, 250.

¹¹ Ebd., 256f.

Besitzwunsch erscheinen zu lassen: es ist der Spiegelungseffekt der Rivalität, der aus dem Kind ein bedrohliches Alter Ego des männlichen Erwachsenen macht. Freud hat, Girard zufolge, selbst aus einer Position innerhalb des Dreiecks geschrieben, indem er blindlings die Partei des Vaters ergriff. Ebenso wie die Ödipussage ist die Sage vom Ödipuskomplex eine Sündenbocknarration. „Man muß“, resümiert Girard, „sicherlich auf den Begriff ‘Ödipuskomplex’ verzichten – diese unerschöpfliche Quelle von Irrtümern und Mißverständnissen.“¹²

5.

In den Vatermordgeschichten, die in der Schwellenzeit um 1910/20 kursieren und an denen Freud als großartiger theoretischer Novellist seinen Anteil hat, gibt es ein merkwürdiges Phänomen. Es betrifft die Mutterfiguren, um deren willen – nach dem ödipalen Szenario – die Söhne nach dem Leben der Väter trachten.

Totem und Tabu rekonstruiert bekanntlich die initiale Mordtat der menschlichen Kultur: die Tötung des Urvaters, der in der Horde das Sexualmonopol innehatte. Aber was tun die Brüder, nachdem sie ihn erfolgreich aus dem Weg geräumt haben? „Sie widerriefen ihre Tat, indem sie die Tötung des Vaterersatzes, des Totem, für unerlaubt erklärten, und verzichteten auf deren Früchte, indem sie sich die freigewordenen Frauen versagten.“¹³ Nach Ablauf einer Übergangszeit, in der Freud Homosexualität und Matriarchat ansiedelt, wird zwischen den Brüdern ein Pakt zur Herbeiführung einer stabilen gesellschaftlichen Ordnung abgeschlossen – ein Pakt, der zugleich einen posthumen „Vertrag mit dem Vater“ darstellt.¹⁴ Vom Besitzwunsch nach den Frauen des Urvaters ist keine Rede mehr.

In *Der Mann Moses und die monotheistische Religion* greift Freud seinen wissenschaftlichen Mythos vom Urvatermord wieder auf und implantiert ihn im Herzen der christlichen Erlöserreligion. Freud bezieht nämlich das paulinische Theologumenon von der Erbsünde auf den Schuldkomplex der Söhne in Erinnerung an jenen prähistorischen Mord. In Paulus habe sich die Erkenntnis durchgesetzt:

Wir sind so unglücklich, weil wir Gottvater getötet haben. Und es ist überaus verständlich, daß er dies Stück Wahrheit nicht anders erfassen konnte als in der wahnhaften Einkleidung der frohen Botschaft: Wir sind von aller Schuld erlöst, seitdem einer von uns sein Leben geopfert hat, um uns zu entsühnen. In dieser Formulierung war die Tötung Gottes natürlich nicht erwähnt, aber ein Verbrechen,

¹² Ebd., 274.

¹³ Freud, Sigmund: *Totem und Tabu. Einige Übereinstimmungen im Seelenleben der Wilden und der Neurotiker*. Frankfurt/M. 1991, 198.

¹⁴ Ebd., 199.

das durch einen Opfertod gestübt werden mußte, konnte nur ein Mord gewesen sein.¹⁵

Der Erlösertod Christi wäre so die spiegelbildliche Umkehrung der uranfänglichen Mordtat am Vater. Nun hat der Urvater wegen seines Frauenmonopols den Haß der Söhne auf sich gezogen. Wo erscheint dieses sexuelle Moment in der Gründungsgeschichte des Christentums, die Freud ja doch als Revers der Urvertötung versteht? Ist Maria der Besitz, um den Gottvater und Gottsohn sich streiten?¹⁶ Freud schweigt sich darüber aus. Maria als Nachfahrin der Urmutter an der Seite des vergötterten Vaters hat ihn offenbar nicht interessiert. Zum zweitenmal verliert er in seiner kunstvollen Hypothesenbildung die Figur der Mutter aus dem Auge. Es scheint, als spielte sie nur eine Nebenrolle im Drama des männlichen Generationenkonflikts.

Fast zeitgleich mit *Totem und Tabu*, in den Jahren 1913/14, entsteht Hasenclevers Drama *Der Sohn*, das in der Expressionismus-Forschung zusammen mit Bronnens Skandalstück *Vatermord* als theatrales Gegenstück zu Freuds theoretischen Einsichten gilt. In der Tat haben beide Dramen die konstituierenden Elemente des Ödipus-Mythos miteinander gemein: die Söhne begehen Inzest mit der Frau an der Seite des Vaters (sei dies nun die biologische Mutter oder eine die Mutterstelle vertretende Gouvernante); und sie führen den Tod des Vaters herbei. Beide Dramen enden gleich: der Sohn geht, von der Tyrannei des Vaters befreit, seiner Wege; die eben noch heißbegehrte Muttergestalt bleibt zurück. „Vorbei ist nun die große Leidenschaft“, sagt Hasenclevers Sohn, und während er, messianisch verklärt, ins Hohe und Weite entschwebt, kniet seine mütterliche Gouvernante sich vor ihm hin.¹⁷ Drastischer ist das Ende bei Bronnen. Vater Fessel liegt niedergestochen am Boden, Mutter Fessel lockt brünstig den jungen Walter – „Komm zu mir o o ohh komm zu mir“ –, aber für diesen ist mit dem Vater auch die Mutter erledigt.

In den Worten des Vatermörders Walter Fessel, der seiner Mutter den Laufpaß gibt:

WALTER: Ich hab genug von dir / Ich hab genug von allem / Geh deinen Mann
begraben du bist alt / Ich bin jung aber / Ich kenn dich nicht / Ich bin frei /
Niemand vor mir niemand neben mir niemand über mir der Vater tot [...]

¹⁵ Freud, Sigmund: *Der Mann Moses und die monotheistische Religion. Schriften über die Religion*. Frankfurt/M. 1975, 132.

¹⁶ Die Darstellung überschneidet sich hier mit ausführlicheren Überlegungen in meinem Buch *Die Heilige Familie und ihre Folgen*. Frankfurt/M. 2000, 88ff., bes. 97.

¹⁷ Hasenclever, Walter: *Der Sohn. Ein Drama in fünf Akten*. Stuttgart 1994, 110f.

Ich
Ich blühe¹⁸

Der Vatermord ebnet den Weg zur Befreiung des adoleszenten Sohnes von *beiden* Eltern. Die Liebesbeziehung zur Mutter überdauert die Haßbeziehung zum Vater nicht. Die expressionistischen Dramen scheinen Girards Beharren auf dem Apriori der Rivalität vor dem Begehren zu bestätigen. Am Ende der mörderischen Dynamik des Generationenkonflikts, die sie vorführen, zeigt sich, daß die Mutter nur der *enjeu* in der Machtkonkurrenz zwischen den Männern war, und daß sie mit dem Sieg über den Vater alle Reize verliert. In Wahrheit steht niemand im Bündnis mit ihr, weder der besitzende Vater noch der sich ihrer bemächtigende Sohn. Mit dem Tod des Vaters bricht die Begehrenstriade auseinander, und damit ist ihre Rolle als ödipales Liebesobjekt ausgespielt. Die Geschichte von Ödipus, so muß man schließen, ist ein *Deckmythos, um das Verschwinden der Frau zu inszenieren*.

Dieser Befund wirft indessen ein Licht auf die Blindstelle der triangulären Konstruktion bei Girard ebenso wie bei Freud. Beide wollen nämlich glaubhaft machen, daß ihre Begehrendreiecke universelle Figuren sind, die sich vice versa auch auf andere Geschlechterkonstellationen anwenden lassen. Doch weder das ödipale noch das mimetische Begehren ist aus dem Kontext der Homozialität herauszulösen, innerhalb dessen es funktioniert.¹⁹ Indem es den Blick auf ein 'externes', im Modellfall heterosexuelles Objekt richtet, das mehr oder minder auf die Rolle eines bloßen Vehikels reduziert wird, stellt es sicher, daß der Mechanismus der Identifizierung unter Gleichen virulent bleibt und unendlich fort dauern kann. – Um den Preis der dritten Person, die stillschweigend einwilligt, durch ihren Einschluß/Ausschluß den homozialen Verbund mit der nötigen libidinösen Energie auszustatten. Was zunehmend unwahrscheinlich ist (siehe oben).

Literatur

Bronnen, Arnolt: „Vatermord“, in: ders., *Werke*. Hrsg. von Friedbert Aspetsberger. Bd 1. Klagenfurt [1989].

Butler, Judith: *Das Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt/M. 1991.

Freud, Sigmund: *Die endliche und die unendliche Analyse*, in: ders.: *Zur Dynamik der Übertragung. Behandlungstechnische Schriften*. Frankfurt/M. 1992, 129–168.

Freud, Sigmund: *Der Mann Moses und die monotheistische Religion. Schriften über die Religion*. Frankfurt/M. 1975.

¹⁸ Bronnen, Arnolt: „Vatermord“, in: ders., *Werke*. Hrsg. von Friedbert Aspetsberger. Bd 1. Klagenfurt [1989], 205–271, hier 270f.

¹⁹ Das ist das Argument von Sedgwick, *Between Men*, 22f.

- Freud, Sigmund: *Massenpsychologie und Ich-Analyse. Die Zukunft einer Illusion*. Einleitung von Reimut Reiche. Frankfurt/M. 1993.
- Freud, Sigmund: *Totem und Tabu. Einige Übereinstimmungen im Seelenleben der Wilden und der Neurotiker*. Frankfurt/M. 1991.
- Freud, Sigmund: „Der Untergang des Ödipuskomplexes“, in: ders.: *Schriften über Liebe und Sexualität*. Frankfurt/M. 1994, 163–168.
- Freud, Sigmund: *Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse*. Frankfurt/M. 1999 (9. Aufl.).
- Girard, René: *Das Heilige und die Gewalt*. Frankfurt/M. 1992.
- Hasenclever, Walter: *Der Sohn. Ein Drama in fünf Akten*. Stuttgart 1994.
- Koschorke, Albrecht: *Die Heilige Familie und ihre Folgen*. Frankfurt/M. 2000.
- Laplanche, Jean; Pontalis, Jean-Bertrand: *Das Vokabular der Psychoanalyse*. Frankfurt/M. 1989 (9. Aufl.).
- Sedgwick, Eve Kosofsky: *Between Men. English Literature and Male Homosocial Desire*. New York 1985.
- Vernant, Jean-Pierre: „‘Oedipe’ sans complexe“, in: Vernant, Jean-Pierre; Vidal-Naquet, Pierre: *Oedipe et ses mythes*. Brüssel 1988, 1–22.